

Die Markise von B.

"*Spring, come to Boston*", fleht ein Sänger im Radio. Und andere Stimmen behaupten, der Winter hier sei immerhin kürzer als der in Chicago; wieder andere aber sagen, es lohne sich nicht, vor dem zwanzigsten Mai auch nur eine Blumenzwiebel zu vergraben.

Es gießt, stürmt seit Tagen. Selbst der Kenmore Square, an dem ich hause, im achten Stock des Buckminster Hotels, steht mit dem Keller schon im Atlantik.

Was tun während der paar Stunden Freiheit oder zumindest Freizeit? Der nächstliegenden Assoziation folgen, ins Aquarium gehen!

Vor den Toren des beliebten Familienausflugsziels, unter zerfledderten fünf-Dollar-Regenschirmen (haltbare ambulante Nylon-Dächer sind *die* Marktlücke hier!), windet sich eine träge lange Menschenschlange, wie weiland in der DDR vor der Kaufhalle, wenn sich rumgesprachen hatte, daß möglicherweise bald drei Kisten Ostseeheringe kämen. Gestalten in schilfgrünen Latzhosen verteilen *flyers*, auf denen steht, was so alles geboten werden soll an einem einzigen Sonntag: Ein Uhr, drei Uhr, fünf Uhr große Pinguinfütterung bei Countrymusik, vier Uhr dreißig Besamung von Froschlaich in der Petrischale, ...

Einen schummrigen Ort makabren Amusements muß ich es nennen, das berühmte New England Aquarium. Im Zentrum des viereckigen Baus befindet sich ein drei Geschosse hoher, stellenweise nicht untransparenter Spezialglaszylinder mit einem Durchmesser von kaum mehr als sechs Metern, den eine wasserflorabewachsene Betonsäule fast gänzlich ausfüllt; um die herum kreisen gottergeben, hinter der gebogenen Scheibe ebenso nah wie riesig wirkende, trübäugige Engel- und Butterfische, Barsche, Barben, Äschen, Muränen, Meeresschildkröten, und um all das, eine Art Wendeltreppe herauf und hinunter, Hunderte von lärmenden Homo Sapiens. Ob das einer der hiesigen Aquarianer nun weiß oder lieber nicht, Tatsache ist, daß selbst gewöhnliche Guppys, wenn sie in diesen dekorativen runden Gläsern gehalten werden, buchstäblich durchdrehen, denn in solchen Fischvasen gibt es keine Ecken zum Verstecken; da verliert jedweder Schuppenflosser erst den Orientierungssinn, dann den Appetit und schließlich das Leben.

Der absolute Gruselknüller dieser seltsamen Präsentation ist ein an Rückgratverkrümmung leidender Tigerhai, dem man wünscht, er dürfte im Korsett weiterschwimmen, was ihn

allerdings schon seiner – lediglich beleuchtungs- und phantasiebedingten – Attraktivität beraubte.

Zwischen dem ganzen Getier haben immerfort drei, vier Froschfrauen ihre Auftritte; mal schrubben sie mit Wurzelbürsten ein verkalktes Entenmuschelriff, mal kraulen sie den weißen Bauch eines gar nicht neugierigen Mantarochens, mal machen sie auch Blasen oder Faxen für die Kinderchen draußen. – Überhaupt die Kinder. – Einige fangen an zu toben, weil die Tanten in den schwarzen Ganzkörperpräservativen die Fische streicheln dürfen, sie aber nicht. Andere kleine Jungs und Mädchen würdigen all das keines Blickes und betreiben, resistent selbst gegen jede elterliche Animation, ungerührt weiter ihre piepsenden Gameboys.

In einem separaten, mit Plastikblasentang garnierten engen Becken haben sich zwei als Blasentang getarnte, also ihrer Umgebung bestens angepaßte, echte Seepferdchen miteinander verhakt; unter den aufmunternden Zurufen des Publikums bemüht sich eine Fachkraft des Unternehmens vergeblich, sie – zwecks Entflechtung – aus dem Wasser zu keschern.

Die niedlichen kleinen Pinguine sind längst pappsatt; einem hängt von der vorigen Schaufütterung her noch ein Sardinenschwanz zum Schnabel heraus, aber schon erwarten die Besucher, ihre Armbandchronometer vergleichend, die für zwei Uhr avisierte nächste.

Ich werfe einen letzten Blick auf diverse Hummer in verschiedenen Entwicklungsstadien. Einem Schildchen entnehme ich, daß jenes nicht einmal daumenlange Krebslein, das mir gerade Stielaugen macht, bereits sieben Jahre alt ist. Also, schlußfolgere ich erstaunt, war der zwei-teller-große Brocken, den ich gestern für lumpige zwanzig Dollar bestellt und mit Genuß verdrückt habe, kaum jünger als ich.

Im unvermeidlichen Aquariumsshop treffe ich ein Kind wieder; eins von denen, die vorhin so sauer waren, weil sie die Fische nicht begrapschen durften. Jetzt ist der Kleine leise, denn seine Mutter steht, ihn an der einen Hand und mit der anderen eine knopfäugige, himmelblaue Plüschmakrele haltend, in der Schlange zur Kasse. So weit ist es nun gekommen, denke ich, Fische mit Fell!

Draußen, vor dem Aquarium, verkauft ein Mann Souvenirs. Neben den mit den üblichen Boston-Motiven bedruckten T-Shirts hat er welche, auf denen mächtige, feuerrote, teuflisch grinsende Lobster nackte, rosafarbene Menschlein aus ihren Scheren in dampfumwölkte Kochtöpfe fallen lassen; weil immer noch Sintflut ist und mir schon wieder kalt, nehme ich eins in XXL, ziehe es über meinen Pullover, stelle mich, Zigarette rauchend, mit aufgeschlagenem Notizheft so demonstrativ wie möglich ganz nahe beim Haupteingang unter die Markise einer kaum frequentierten Eisbude. Tatsächlich kommt sogleich die erste Frau auf mich zu, leiht sich meinen Stift und malt mir, ernsthaft nickend, ihr Autogramm ins Heft;

da nähert sich eine weitere Frau, die mich aber erst fragt, ob ich für oder gegen Lobster sei. Ich behaupte, für Lobster, also gegen Gourmets zu demonstrieren.

Fünfzehn Minuten später sind meine Füße derart naß, daß ich am liebsten die Schuhe ausziehen würde, um nachzusehen, ob mir schon Schwimmhäute zwischen den Zehen wachsen; und Hunger habe ich, und einundzwanzig Unterschriften, und endlich auch eine Ahnung davon, wie die amerikanische Demokratie funktioniert.

Viel fröhlicher als drei Stunden zuvor hüpfte ich heimwärts, von Pfütze zu Pfütze, durch den genauso munteren Regen und halb Boston, bis zu meinem Lieblings-Lokal in der Harbor Street, wo ich zu des Kellners mißbilligender Verwunderung, die möglicherweise doch bloß meinem neuen T-Shirt gilt, keinen Lobster bestelle, sondern das Dessert des Tages, Pfannkuchen mit Blaubeeren, die doppelte Portion „*please*“.